

ten und ungenannten Helden, die meist ihren Familien entrissen wurden und diese in großer Not wissen, tragen, rein zahlenmäßig gesehen, sicher die Hauptlast des Leidensopfers der verfolgten Kirche Chinas.

Im Herbst dieses Jahres 1956 traf in Rom ein vom 3. Mai datierter Brief eines Christen aus Schanghai an den Papst ein, in dem es (laut „Agenzia Fides“ vom 1. 9. 56) heißt:

„Zahlreiche Priester, Ordensmänner, Ordensfrauen und Christen wurden zu Gefängnis verurteilt und in die Mandschurei oder nach Nord-Kiangsu gesandt, um dort Zwangsarbeit zu leisten und ein Leben von Tieren zu führen. Sie sind stark und mutig. Sie sind wirklich groß und leiden für die Kirche. Wir müssen sie zu Vorbildern nehmen und sie nachahmen . . . Ich flehe Ew. Heiligkeit an, an alle Christen der Welt zu appellieren, sie möchten doch jeden Tag für jene beten, die leiden, damit Gott ihnen den Mut gibt, bis zum Tode Widerstand zu leisten.“

## Ökumenische Nachrichten

**„Neulutherische Romantik“?** Für das theologische Gespräch mit dem deutschen Luthertum, das sich in der VELKD auf dem Wege zur „Lutherischen Kirche“ befindet, ist es wichtig, zu wissen, wie stark und zukunfts-trächtig diejenigen Kreise sind, die einen von Luther angeblich gesuchten, aber nicht gefundenen Anschluß an die Alte Kirche wiederherstellen wollen. Dieses Anliegen war zwar auf der Generalsynode von Hannover im Juni dieses Jahres nicht thematisch wirksam, abgesehen von der unerledigten Kontroverse über die neue Ehe- und Trauordnung (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 480 ff.). Daß es aber unter den Lutheranern zwei grundverschiedene Richtungen gibt, eine mehr „protestantische“, die „Spiritualen“, wie wir früher sagten, und eine „kirchenbewußte“, konservative, im weiteren ökumenischen Sinne „katholisierende“ Richtung, hatten unsere Berichte laufend beobachtet (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 166, 454 und 550; 10. Jhg., S. 24, 71, 223), auf die wir hier verweisen müssen. Nun ist neuerdings von zwei Seiten ein kräftiger lutherischer Vorstoß gegen die neue Agende I erfolgt, die am 13. Oktober 1954 von der Generalsynode der VELKD in Braunschweig angenommen wurde und von der unterdessen eine schöne handliche Ausgabe für die Gemeinden, gleichsam als der lutherische „Schott“, vorliegt („Agende für evangelisch-lutherische Kirchen und Gemeinden.“ 1. Band. Lutherisches Verlagshaus Berlin 1955. 377 S. und 22 S. Anhang mit liturgischen Noten; vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 167, über die Grundsätze der Agendenreform, die wiederhergestellten Marien-, Apostel- und Martyrerfeste und die Liturgie der Osternacht). Die Bedenken, nein, man muß schon sagen: der Angriff gegen diese Agende wird von D. Theodor Heckel, dem Dekan von München, geführt, der lange Zeit dem liturgischen Ausschuß der lutherischen Landeskirche Bayerns angehörte, und zwar im „Deutschen Pfarrerblatt“ (Nr. 19, 1. 10 56), das in die Hand vieler evangelischer Geistlicher gelangt. Ihm voraus ging eine sehr kritische Sammelrezension neuerer liturgischer Werke durch Prof. W. Jannasch in dem „Theologischen Jahresbericht“ für 1953/55 des Verlages Chr. Kaiser, München, „Verkündigung und Forschung“ (erschienen 1956). Auf diese Re-

zension eines Pastoraltheologen nimmt Dekan Heckel mehrfach Bezug. Sie ist in der Tat beachtlich durch den Vergleich der lutherischen Liturgiereform mit dem bekannten Werk von Joseph A. Jungmann SJ „Missarum Sollemnia“, dessen Lektüre Jannasch den lutherischen Theologen dringend empfiehlt, damit sie vor archaischen und anachronistischen Versuchen auf liturgischem Gebiet bewahrt werden, nachdem Rom vermutlich in seiner Reform des Missale darangehe, manche geschichtliche Formen der Messe abzustreifen. Jannasch ist des Lobes voll über das Werk von Jungmann, weil es die Messe genetisch erkläre und damit manche Entdeckungen protestantischer Forscher bestätige. Vor allem findet er, daß Jungmanns Darlegung der Opfermesse die letzte Möglichkeit nimmt, das, was in einem evangelischen Gottesdienst geschieht, weiterhin mit dem zweideutigen Namen Messe zu bezeichnen. An diese Rezension (S. 41—47) schließt sich unmittelbar an eine Gegenüberstellung des alten, jetzt von Paul Graff neubearbeiteten „Lehrbuchs der Liturgik“ von Georg Rietschel mit dem Werk „Leiturgia“ (Handbuch des evangelischen Gottesdienstes), das wesentlich von Mitgliedern und Freunden der Michaelsbruderschaft getragen wird und über dessen erste Lieferungen wir seinerzeit ausführlich berichtet haben (vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 330 ff.). Hierauf folgt schließlich eine wertvolle kritische Übersicht über die verschiedenen Arbeiten an evangelischen Agenden, vor allem das „Lektionar für evangelisch-lutherische Kirchen“ und die verschiedenen neuen Agenden preußischer Landeskirchen. Die Spitze dieser Rezension richtet sich eindeutig gegen die liturgischen Versuche der VELKD. (Auf die Fülle wertvoller Literaturübersichten zu allen Gebieten theologischer Forschung, vor allem auch zur Politischen Ethik, die diese Ausgabe von „Verkündigung und Forschung“ zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk über die neuesten Bestrebungen im evangelischen Raum macht, können wir an dieser Stelle leider nicht eingehen.)

### *Der Geist des Gesetzes*

Der Hauptvorwurf von Professor Jannasch lautet, daß von den lutherischen Reformern nicht mehr gefragt werde, was Luther wichtig war, und daß man unbedenken eine Kontinuität mit dem „Frühkatholizismus“ anstehere, ohne die eingeführten liturgischen Hypothesen aus der Bibel als notwendig zu erweisen. Es war sicher die Absicht von Dekan Heckel, im „Deutschen Pfarrerblatt“ die Aufmerksamkeit auf diese Warnungen zu lenken. Aber er gibt seinem Angriff eine programmatische Form. Die Fülle der neuen „Ordnungen“, die von der VELKD beschlossen worden sind und ihre Gliedkirchen überfordern, enthalte die Gefahr, „daß der Geist des Gesetzes das Gesetz des Geistes verdrängt . . . Kein Einsichtiger kann sich dem verschließen, daß von der Ordnungskirche zur Gesetzeskirche nur ein kleiner Schritt ist.“ Heckel sieht das Zuviel an Ordnungen als das „romantische Moment“ an, daß „die Einheit der Kirche in sakralen Ordnungen gesichert werden soll“. Es sei „eine geradezu verhängnisvoll unlutherische Entwicklung“ eingerissen. Unlutherisch sei auch „das krampfhaft Bemühen, das Bischofsamt zu einer Institution göttlichen Rechtes zu erheben“. Heckel gehört nicht zu den unentwegten „Protestanten“, die eifernd gegen einen Liturgismus Sturm laufen und die Erneuerung der Liturgie ablehnen. Er wendet sich

aber gegen das selbstsichere Pathos der Reformer, die sich des nur für Eingeweihte verständlichen Vokabulars der römischen Messe bedienen. Sie seien von der Richtigkeit ihrer Sache so überzeugt, daß ihnen z. B. in dem vorgeschlagenen Gebet zu einer Anamnese in der Abendmahlsliturgie „die Opfertheorie von D. Leonhard Eck, die Luther aufs schärfste abgelehnt hat“, hineingeraten war. Liturgische Hypothesen (die teils von Jungmann widerlegt werden) würden als Axiome vorgetragen. Die Rechtfertigungsbotschaft sei nicht mehr der entscheidende Maßstab. Es werde zu viel Gewicht auf die einheitliche Form gelegt. „Die Frage, die sich mir stellt, ist die, ob wir damit nicht in eine bedenkliche Nähe zu einer Entwicklung geraten, die bei der großlutherischen Kirche eine Bahn eröffnet, wie wir sie vom Frühkatholizismus her kennen. Das jedenfalls steht doch wohl unter allen Kennern der Reformation fest, daß Luther sehr bewußt und sehr klar jede Kanonisierung einer Gottesdienstordnung abgelehnt hat.“ Bemerkenswert für diese Kritik — die übrigens nie gegen den leitenden Bischof D. Hanns Lilje gerichtet ist, sondern ihm eher die Argumente zuspielt — ist der Satz: „Ist es nicht geradezu eine Ironie der Geschichte, daß in demselben Augenblick, wo die lutherischen Liturgen das katholische Ritual der Karwoche und Karfreitagsordnung mit ‚fakultativem Abendmahl‘ übernehmen, der Papst für die katholische Kirche die Karfreitagsordnung reformiert — im alten lutherischen Sinn?“

Vor allem sei die Neigung zum liturgischen Objektivismus das Zeugnis für eine Minderbewertung der Lehre Luthers vom Predigtamt, vom lebendigen Wort Gottes. Heckel sieht die Gefahr nicht im Konfessionalismus, sondern im „Hang zum Institutionalismus“ und zu einer sakralen Sicherung des Amtes. Er schließt seine Ausführungen wie folgt: „Es ist erstaunlich, welcher Mythos heute um die Institutionalisten von Fr. F. Stahl über Vilmar, Kliefoth u. a. gesponnen wird, wie über apostolische Kirchenordnung, apostolische Sukzession u. a. theologisiert wird. Ist das nicht eine Neuaufgabe der lutherischen Romantik des 19. Jahrhunderts, die die Klage von A. v. Harless hervorrief, daß ein Neuluthertum gegen Luther aufkomme? Er hat damit gemeint, daß die neuen Doktrinen darauf hinauslaufen, den ministerialen Charakter des Amtes in einen sakramentalen zu verwandeln; er hat damit gemeint, daß es nicht angehe, die Heilige Schrift zu einem Gesetzbuch für Verfassungsnormen zu machen... Ich frage: werden hier nicht von einzelnen Kreisen, die ich keineswegs mit der Führung der VELKD identifiziere, Ideen und Lehren in die lutherische Kirche hineingetragen, die Explosivstoffe in die kirchliche Gemeinschaft hereinbringen und die nicht verbinden, sondern trennen? Es scheint mir geboten, daß die VELKD von den Gestaltungsfragen in Ordnungen zurückkehrt zu dem, was der lutherischen Kirche Wesen und Kraft ausmacht, vom Geist des Gesetzes zu dem Gesetz des Geistes.“

**Das Gespräch mit Rom — eine Frage** Die in vorstehender Meldung berichteten tiefgehenden Verschiedenheiten innerhalb des lutherischen Glaubensbewußtseins zeigen, wie verständlich und berechtigt die Auffassung ist, daß die Lutheraner vor einem Lehrgespräch mit Rom, das man auf der Generalsynode von Hannover ins Auge ge-

faßt hat, doch auch daran denken sollten, die aus den eigenen Reihen aufgebrochenen theologischen Fragen unter sich aufzuarbeiten. Diese These vertritt der bisherige Referent für katholische Angelegenheiten im Lutherischen Kirchenamt der VELKD, Pfarrer Joh. Meister, in einem Aufsatz: „Das Gespräch mit Rom — eine Frage an die lutherische Kirche“, im „Informationsblatt“ (Hamburg, Jhg. 5 Nr. 21 vom 9. 9. 1956, S. 321—324). Die Begründung ist sehr bemerkenswert, denn sie stützt sich auf eine vornehme und sachliche Analyse der drei Bücher von Max Lackmann, „Ein Hilferuf aus der Kirche für die Kirche“ (Schwabenverlag, Stuttgart 1956, 138 S.), Richard Baumann, „Fels der Welt. Kirche des Evangeliums und Papsttum“ (Katzmann-Verlag, Tübingen 1956, 452 S.), und Hans Asmussen, „Rom — Wittenberg — Moskau“ (Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1956, 161 S.). Das heißt also, der Verfasser stützt seine These auf die Theologen der sogenannten „Sammlung“, einer von D. Asmussen geleiteten Vereinigung von Pfarrern und Laien, die sich von der Una-Sancta-Bewegung dadurch unterscheidet, daß ihr Katholiken nur als Freunde angehören. Damit wird erstmalig die „Sammlung“ in einer führenden lutherischen Zeitschrift öffentlich behandelt, und ihre Fragen werden weitgehend anerkannt, ohne dabei auf ähnliche Bestrebungen der Michaelsbruderschaft und ihre bekannte Denkschrift „Credo Ecclesiam“ einzugehen, die unlängst ebenfalls im „Informationsblatt“ positiv angesprochen wurde (vgl. unsere Zeitschriftenschau 10. Jhg., S. 556: Paul Reinhardt, „Die Reformationsthesen von 1955“). Die Herder-Korrespondenz, obwohl grundsätzlich an dem Lehrgespräch mit den Lutheranern interessiert und darauf hinarbeitend, mußte unvoreingenommen auf die Schwierigkeiten hinweisen, daß auf unserer Seite die verschiedenen Richtungen des Luthertums nicht richtig gesehen werden. Eine Bevorzugung der sogenannten „katholisierenden“ Kräfte könnte die Mehrheit der VELKD unnötigerweise zu anti-katholischen Befürchtungen und Gegenwirkungen herausfordern.

Um so erfreuter sind wir, daß die obengenannten Werke, deren Besprechung wir bewußt zurückgehalten haben, nun eine verhältnismäßig entgegenkommende, wenn auch kritische Würdigung erfahren. Das ist für die Beteiligten und für die Sache des Lehrgesprächs mit Rom wertvoller als alles vorzeitige Lob in der katholischen Publizistik, auch wenn Pfarrer Meister zu dem Ergebnis gelangt, daß die „lutherische Unsicherheit über die eigenen Positionen“, die an der mangelnden Bereitschaft zum Gespräch mit Rom schuld sei, dadurch nicht gemindert werde, daß die Theologen der „Sammlung“ gegenüber der Sache der lutherischen Kirche unsicher geworden seien. Daher könnten ihre „wichtigen Anfragen... für eine Begegnung mit der römischen Kirche doch wohl nicht die rechte Basis abgeben. Wir haben darüber erst einmal unter uns um Klarheit zu ringen. Und wenn eine solche Bemühung von vornherein als utopisch erschiene? Dann freilich wäre es um die evangelische Kirche schlecht bestellt.“ Diese wohlbegründete Auffassung von Pfarrer Meister wird man auf unserer Seite aufmerksam und verständnisvoll bedenken und mit der erforderlichen Geduld annehmen müssen. Das Lehrgespräch mit Rom kann und darf von keiner Seite forciert werden, wenn man es nicht zum Kampfgespräch kommen lassen will!

### Zu Lackmanns „Hilferuf“

Von der genannten Schrift Lackmanns, der übrigens von der Leitung der Evangelischen Kirche Westfalens unfreiwillig nach Soest versetzt wurde, heißt es, der Ernst seiner Position müsse anerkannt werden. „Hier redet einer, der sich mit dem desolaten Zustand der evangelischen Kirche in der Gegenwart nicht abfinden kann... Der Lackmannschen Diagnose muß man deshalb streckenweise recht geben: 1. Die Auflösung des Dogmas hat in der evangelischen Kirche Formen angenommen, die an das Fundament des kirchlichen Seins rühren. Die Kirche verliert das Profil, die Grenze zwischen Kirche und Welt, von der das Neue Testament eindeutig reden kann, wird verwaschen und undeutlich. 2. Eine unbefangene Wiederholung der reformatorischen Sätze ist uns heute nicht möglich. Wir können nicht die Augen vor den Ergebnissen der Erforschung des Alten und Neuen Testaments verschließen. Diese Resultate aber scheinen darauf hinzulenken, daß die reformatorische Theologie bestimmte Perspektiven des biblischen Zeugnisses zu verkürzen in Gefahr stand.“ Sauber stellt Meister den Kern der Schrift Lackmanns von dem Verhältnis des göttlichen zum menschlichen Tun bei der Erlösung heraus, nämlich die Ablehnung des „konklusiven“ Verhältnisses bei Pelagius und des „exklusiven“ Verhältnisses bei den Reformatoren mit ihrer Alleinwirksamkeit Gottes sowie Lackmanns Bekenntnis zum „inkluisiven“ Verhältnis, das heißt aber zur katholischen Lehre, wonach die Menschheit, die Kreatur, der Einzelne in Gottes Erlösungstat mit hineingenommen wird, ohne darin als Geschöpf unterzugehen. Von dieser Position aus anerkennt Lackmann die Tradition neben der Heiligen Schrift, bejaht das oberste Hirtenamt des Petrus und seiner Nachfolger, versteht das Abendmahl als Opfer auch im propitiatorischen Sinne und würdigt das „meritum“ wie die aus dem Mittleramt Christi abgeleitete und in diesem beschlossene Mittlertätigkeit der Heiligen und Vollendeten, voran Maria. Meister bemerkt allerdings, daß Lackmann nicht einleuchtend darstelle, wie er von der brauchbaren Formel (!) eines inklusiven Bestimmungsverhältnisses zwischen göttlichem und menschlichem Tun zu den angedeuteten Folgerungen gelange, bei denen das Herzstück der Reformation, die Rechtfertigung, zuletzt komme. Trotz seiner „eigentümlichen Akzentverschiebung“ müsse man darangehen, seine Fragen zu verarbeiten.

### Zu Baumanns „Fels der Welt“

Ähnliches wird von dem Buch von Richard Baumann gesagt, dessen Inhalt besonders genau und ausführlich wiedergegeben wird, nämlich der biblizistische Nachweis auf Grund der Petrusverheißungen im Neuen Testament, besonders Joh. 21, daß Christus den Einen Hirten seiner Herde gewollt hat, und zwar als die Grundordnung der Kirche für alle Zeiten. Dafür stellt Baumann so zahlreiche Belege aus evangelischen Theologen zusammen, daß sie auf Meister „Eindruck machen“, obwohl er „die wesentliche Schranke dieses Buches“ deutlich heraushebt: „Es eignet ihm ein gewisser sektiererischer Zug“, das heißt: „eine bestimmte Aussage des Neuen Testaments verläßt den ihr im Gefüge der Schrift angewiesenen Platz und rückt in den Mittelpunkt, der alles beherrscht“, während Baumann nach dem „Sprung“ von der Heiligen Schrift in den Primat des regierenden Papstes „die systematisch-theologische Bewältigung dieser biblischen Aussagen

schuldig bleibt“. Und doch sagt Meister: „Das von Baumann vorgelegte exegetische Material muß aufgearbeitet werden. Ein solches Unternehmen ist dringend notwendig, denn die evangelische Theologie wird durch dieses Buch auch vor die Frage nach den von ihr verkündeten hermeneutischen Prinzipien gestellt.“ Er hat keine Veranlassung, zu erwähnen, daß Baumanns Buch auch katholischen Theologen Eindruck macht, weil sie bei ihrer manchmal etwas behelfsmäßig-sylogistischen Begründung des Primates erkennen, welche großen Möglichkeiten die Schrift selber anbietet und wie ernst zahlreiche evangelische Theologen bereits in irgendeiner Form dem Problem nachgegangen sind. So kann Baumanns Buch, wie wir hinzufügen möchten, angesichts der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Tapferkeit seines Duldens, trotz seiner methodischen Mängel, einen wirklichen Mittlerdienst leisten, das Gespräch über den Primat vor entscheidende Möglichkeiten seiner theologischen Lösung zu führen.

Weniger ergiebig ist die Behandlung der mehr „kirchenpolitischen Anfrage“ Asmussens anläßlich der unseligen Bemühungen gewisser Kreise des „politischen Protestantismus“ um eine Annäherung an das Moskauer Patriarchat, Bestrebungen, die hoffentlich unter dem Eindruck der jüngsten Entwicklung in Osteuropa mit mehr Bedacht geführt werden. Es ist gut, Asmussens These, mit der auch wir übereinstimmen, gehörig herauszustellen, daß nämlich die Bejahung Moskaus und die Ablehnung Roms ausschließlich kirchenpolitische und politische Gründe hat und vor allem die Schaffung einer Einheitsfront aller nichtkatholischen Christen sucht, um sich der vermeintlichen Bedrohung durch eine römische Gegenreformation zu erwehren. Asmussen fordert als Voraussetzung zum Gespräch mit Moskau die ernsthafte Bereitschaft zum vorherigen Gespräch mit Rom, „das uns geographisch und geschichtlich, denkmäßig und lehrmäßig näher steht“. Vor einer Fühlungnahme mit Moskau sei die katholische Kirche ins Benehmen zu ziehen und Absprechungen mit ihrem Episkopat zu treffen. Meister scheint zu empfinden, daß solche Forderungen eher geeignet sind, die kirchenpolitischen Gegenwirkungen zu verhärten. Man könnte sodann auf eine katholische Erfahrung hinweisen, die mancher unserer Ökumeniker geltend macht, daß ein größeres Verständnis des orthodoxen Christentums auch eine gute Vorbereitung für das Gespräch mit Rom sein kann und nicht unbedingt bedeuten muß, daß man sich mit dem Anschluß an die Katholizität der Orthodoxen von der Überprüfung der Reformation loskaufen könnte.

### Katholische Antwort an Bischof Dietzfelbinger

Die vorsichtige Veröffentlichung von Pfarrer Meister hat das „Informationsblatt“ nicht davon abgehalten, in dem gleichen Heft ein Teilgespräch mit Rom anlaufen zu lassen in Gestalt einer Antwort von Karl Hardt SJ auf den Toleranzvortrag des lutherischen Bischofs Hermann Dietzfelbinger, München, vor der Generalsynode von Hannover (vgl. u. a. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 482). Eine Replik von Bischof Dietzfelbinger wird bereits angekündigt. P. Hardt stützt sich auf seine neue apologetische Schrift „Die unsichtbare Regierung der Kirche. Eine entscheidende Frage zwischen den Konfessionen“ (Echter-Verlag, Würzburg 1956, 64 S.). Er bemüht sich, vor allem die Mißverständnisse bezüglich der marianischen Dogmen aufzuklären, die unverständlich bleiben,

wenn man nicht das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche bzw. des Papstes und, damit zusammenhängend, die Christusverheißung von der „absoluten Herrschaft des Heiligen Geistes in der Kirche“ versteht. „Wir haben den Eindruck, daß die evangelische Kirche nicht an diese Tätigkeit des Heiligen Geistes im Dienste der Wahrheit glaubt.“ Er scheint nach evangelischer Auffassung: „1. nicht alles zu lehren, 2. nicht an alles zu erinnern, was Christus sagt, 3. nicht in die volle Wahrheit einzuführen und 4. nicht als Geist der Wahrheit in der Kirche zu walten“. Das ist in der Tat eine der entscheidenden Kontroversfragen. Für lutherisches Glauben ist allerdings, wie wir meinen, die Voraussetzung schwer vollziehbar, daß Christus eine gesetzlich verpflichtende, unter Androhung schwerer Strafen zu glaubende Summe von lehrhaften Wahrheiten hinterlassen hat, die in juridischer Form von der Hierarchie verwaltet und durch logisches Denken weiter erschlossen werden können. Denn nach dem evangelischen Offenbarungsbegriff offenbart Gott nicht Wahrheiten über sich, sondern sich selbst. Das Gespräch wird kaum den rechten Kontakt gewinnen, wenn nicht zugleich eine gemeinsame theologische Denkweise erarbeitet wird. Andererseits darf man die getrennten Christen nicht von der Verpflichtung zur Logik entbinden, sowenig es je möglich sein wird, sie auf diesem Wege zum Glauben zu führen, weil in ihrem Glauben der Beistand der Vernunft abgewiesen wird. Hier liegen wohl auch die Grenzen dieses freundlichen, sehr durchdachten apologetischen Versuchs von P. Hardt. Es zeugt von erfreulicher Unbefangenheit, daß das „Informationsblatt“ ihm einen großen Raum gegeben hat.

„Die Kirchen bleiben im Gespräch“ Dieser auffallende Titel zierte ein Plakat der Katholischen Volksarbeit in Frankfurt, die durch ihren Leiter, Pfarrer Pehl, für den 12., 14. und 15. November zu drei „Evangelisch-katholischen Gesprächen“ eingeladen hatte und die sie in der überfüllten großen Aula der Musterschule abhielt. Das Publikum dieser lokal gedachten Veranstaltung setzte sich zusammen aus frommem Kirchenvolk, Unsancta-Freunden und akademischer Intelligenz beider Konfessionen, aber eine Meldung des Evangelischen Pressedienstes hatte auch auswärtige Berichterstatter herbeigezogen, die ein allgemeines „Religionsgespräch“ zwischen den Theologen der „Sammlung“ Asmussens und maßgebenden Theologen des Jesuitenordens unter Hinzuziehung von Thomas Sartory OSB erwartet hatten. Die Themen waren für ein öffentliches Gespräch sehr umfassend angelegt: 1. „Was erschwert die gegenwärtigen Bemühungen um die Einheit der Kirche?“ — 2. „Wie muß sich die Kirche dem Staat gegenüber verhalten?“ — 3. „Was bedeutet die Jungfrau- und Mutterschaft Mariens für die Kirche?“. Das Unternehmen war in verschiedener Hinsicht ein Wagnis: formal, weil eigentlich ein Gespräch nicht möglich war und auch nicht gelang, es waren Referat und Korreferat, die abschnittsweise behandelt und aufeinander bezogen wurden; inhaltlich: die Thematik konnte kaum entwickelt, geschweige denn durchgeklärt werden; pastoral: die Hörer wurden tief bewegt von der Tatsache, daß Theologen beider Konfessionen sich alles vorwerfen konnten, was sie gegeneinander auf dem Herzen haben, und zwar in freundschaftlicher Weise und jeweils unter Betonung der vielen Gemeinsamkeiten. Doch blieb im ganzen der Eindruck zurück, daß man vor un-

übersehbaren Schwierigkeiten steht und die beiderseitigen Standpunkte ineinander zu verschwimmen drohen, zumal den meisten katholischen Hörern nicht einsichtig war, daß die „Sammlung“ nicht repräsentativ für die evangelischen Kirchen ist.

Am ersten Abend mußte D. Asmussen sich klaren Fragen von Th. Sartory OSB stellen, der über die verschiedenen evangelischen Haltungen zur Einheit der Kirche referierte. Es fiel auf, daß Asmussen, einst ein Vertreter der These, daß die Kirche im Neuen Testament als Eine gelehrt und gelebt wird (vgl. sein Buch von 1939 über den Epheserbrief: „Die Kirche und das Amt“), diesmal den Standpunkt vertrat, daß man die Vielheit der Kirchen, von der das Neue Testament auch rede, nicht so leicht ableugnen könne, wie das die katholische Lehre tue. Sein Hauptanliegen war es, dem „Wort Gottes“ eine sakramentale Qualität zuzusprechen, die — da sie auch bei den Evangelischen vorhanden sei, und zwar mehr als bei den Katholiken — eine wesentliche Gemeinsamkeit außerhalb der Kirchengrenzen begründe.

Am zweiten Abend legte Prof. Johannes Hirschmann SJ gegenüber dem lutherischen Pfarrer Wolfgang Lehmann, Offenbach, der Stiftsrat Dr. Dombois vertreten mußte, die katholischen Erfahrungen mit der guten christlichen Zusammenarbeit im politischen Raum seit 1945 dar und stellte die verbleibenden ernstesten Meinungsverschiedenheiten in Fragen des Familienrechts, der Schule usw. heraus, wobei er die „prinzipielle Unzuverlässigkeit“ der Evangelischen unterstrich, bei denen es nicht nur in jeder Grundsatzfrage verschiedene und entgegengesetzte Meinungen gebe, sondern diese Meinungen sich auch zeitweise unter dem Einfluß außerdeutscher Ereignisse ändern können. Pfarrer Lehmann versuchte, diesen Übelstand aus der kirchlichen Geschichte zu erklären: seit der Barmer Bekenntnissynode 1934 habe man im Kampf eine Lehre des Verhältnisses der Kirche zum Staat, beruhend auf der grundsätzlichen Oberherrschaft Christi, improvisieren müssen, und dann habe die Zeit gefehlt, diese Kampferfahrungen theologisch durchzuarbeiten. Lehmann brachte stellvertretend als „Anwalt“ aller Evangelischen die vielen Sorgen vor, die man gegenüber Rom habe, das gerne die staatliche Macht für kirchliche Zwecke einsetze und dem Staat das Naturrecht aufzwingen wolle. Mit Geduld und Klarheit tat P. Hirschmann sein Bestes, um in der kurzen Zeit mehr Licht in das Dunkel evangelischer Mißverständnisse zu bringen.

Der dritte Abend war insofern der Höhepunkt, als Pfarrer Max Lackmann, für alle überraschend, die tief katholische Haltung des alten Luthertums, auch Luthers selber, zur Gottesmutter herausarbeitete: Maria sei wichtig nicht nur für das Credo als Sicherung der Menschwerdung Gottes gegen eine falsche Christologie, sie sei aber auch das Fundament für das credere, für unser Glauben, damit wir immer dessen bewußt bleiben, daß wir Christus nie unmittelbar haben, sondern immer nur durch eine Kreatur hindurch, die schon vor uns geglaubt hat. Sein Gesprächspartner, Professor Joseph Maria Nielen, Frankfurt, der den erkrankten Otto Semmelroth SJ vertrat, stellte dankbar fest, daß wir hier gemeinsamen Boden unter den Füßen haben. Als aber Lackmann nun eindringlich machte, daß nach lutherischer Auffassung das katholische Interesse an Maria nicht nur dem Werke Gottes an ihr, sondern zu sehr dem Menschen gelte, daß ihr die gleichen Prädikate zugeschrieben würden wie Christus und ihre Anrufung als Fürbitterin unmittelbar neben die Anrufung Gottes

gestellt werde, war die Zeit schon zu weit vorgeschritten, um das katholische Anliegen verständlich zu machen. So blieb das Ganze ein Wagnis, das zwar fortgeführt werden soll, für das man indessen doch andere Formen der öffentlichen Behandlung so schwerer Themen suchen wird.

**Wechsel in der Führung der orthodoxen Kirche in der Tschechoslowakei** Die bis Ende vorigen Jahres von dem russischen Metropoliten Eleutherios geleitete orthodoxe Kirche in der Tschechoslowakei hat seit Mai dieses Jahres ein neues Oberhaupt. Auch der neue Metropolitan, Johannes (Kuchtin) ist Russe (geb. 1901 im Gebiet Rostow), gehört jedoch der russischen Emigration des Jahres 1920 an. Er wurde in Jugoslawien Mönch und von der serbischen Kirche zum Priestermonch geweiht. 1936 beendete er das Studium an der orthodoxen theologischen Fakultät in Belgrad, 1948 wurde er Professor an einem Geistlichen Seminar. 1951 berief ihn die autokephal gewordene tschechoslowakische Kirche, in der er 1954 Bischof wurde.

Die Wahl des neuen Metropoliten der — jetzt vier Bistümer umfassenden — orthodoxen Kirche der Tschechoslowakei erfolgte am 17. Mai im Rahmen des 2. Landeskonzils dieser Kirche in Prerau. Prerau ist seit Überführung der gesamten unierten Kirchenorganisation in die orthodoxe Kirche deren Schwerpunkt (mit orthodoxer theologischer Fakultät). Die Inthronisation des Metropoliten Johannes fand am 20. Mai in Prag statt. Neben Vertretern der Staatsbehörden waren auch russische Gäste mit dem Metropoliten Nikolai an der Spitze erschienen. Dieser war schon beim Landeskonzil in Prerau zugegen und dürfte dort die Neuwahl gemäß den Weisungen des Moskauer Patriarchats überwacht haben. Die Gründe für den Wechsel in der Leitung der tschechoslowakischen orthodoxen Kirche sind nicht bekannt. Metropolitan Eleutherios, der als sehr fähig gilt, befand sich gerade in der Sowjetunion, als der Metropolitan Gregor von Leningrad im Oktober starb. Am 28. 11. 1955 wurde er dessen Nachfolger auf der wichtigen Leningrader Kathedra. Schon vorher wurde er mehrfach als offizieller Vertreter der russischen Kirche auf Staatsempfängen gesehen.

## Die Stimme des Papstes

### Die päpstlichen Enzykliken zu den Ereignissen in Ungarn

*In drei Rundschreiben an den Episkopat der ganzen Welt hat der Heilige Vater am 28. Oktober, 1. und 5. November die gesamte Kirche zum Gebet für Ungarn aufgerufen. Nachdem der heroische Freiheitskampf der Ungarn nun niedergeschlagen ist, bleiben uns diese drei Rundbriefe als Dokumente der ungarischen Tragödie.*

#### Erstes Rundschreiben „Luctuosissimi eventus“

*Das Rundschreiben vom 28. Oktober beginnt mit den Worten „Luctuosissimi eventus“. Es lautet in deutscher Übersetzung:*

Die erschütternden Ereignisse, von denen heute die Völker Osteuropas betroffen sind, zumal das Uns so teure Ungarn, das gegenwärtig in furchtbarem Gemetzel mit Blut getränkt wird, bewegen Unser väterliches Herz aufs tiefste; und nicht nur das Unsere, sondern gewiß auch das all derer, denen die Rechte des bürgerlichen Lebens, die Menschenwürde und die Freiheit der einzelnen und der Nationen am Herzen liegen.

Darum drängt Uns das Bewußtsein Unserer apostolischen Sendung, euch alle, Ehrwürdige Brüder, und die euch anvertrauten Herden inständig anzurufen, ihr möchtet, von brüderlicher Liebe getrieben, gemeinsam mit Uns flehentliche Bitten an Gott richten, er, in dessen Hand das Los der Völker und nicht nur die Macht, sondern auch das Leben ihrer Lenker liegen, möge bewirken, daß all das Blutvergießen ein Ende nimmt und daß endlich jener wahre Friede aufleuchtet, der auf Gerechtigkeit, Liebe und der geschuldeten Freiheit beruht. Möge es allen klarwerden, daß die zerstörte Ordnung der Völker sich nicht durch Waffengewalt, die den Menschen Tod bringt, noch durch Zwangsmaßnahmen gegen die Bürger, die deren innersten Sinn ja doch nicht ersticken können, oder durch trügerische Lehren, die die Geister verwirren und das christliche und bürgerliche Gewissen

wie die Rechte der Kirche vergewaltigen, wiederherstellen läßt.

In dieser schicksalsschweren Stunde, von der ein Unseur Teil der Herde Christi betroffen ist, taucht in Unserem Geist eine liebe Erinnerung auf. Als Wir Uns vor vielen Jahren als Delegat Unseres Vorgängers Pius' XI. nach Budapest begaben, um am Internationalen Eucharistischen Kongreß teilzunehmen, hatten Wir die innige Freude und den Trost, zu sehen, wie die Katholiken Ungarns mit glühender Frömmigkeit und tiefster Verehrung dem Allerheiligsten Sakrament des Altares folgten, das im Triumph durch die Straßen der Stadt getragen wurde. Wir zweifeln nicht, daß immer noch der gleiche Glaube und die gleiche Liebe zum göttlichen Erlöser das Herz des Volkes erfüllen, so sehr sich die Verkünder des gottlosen Kommunismus auch mit allen Kunstgriffen bemüht haben, den ererbten Glauben in den Geistern zu vertilgen. Daher sind Wir voll Vertrauen, daß dieses edle Volk auch in seiner gegenwärtigen Not flehende Gebete zu Gott erheben wird, um den heißersehten Frieden und zugleich eine gerechte Ordnung zu erlangen. Und Wir hoffen auch zuversichtlich, daß alle wahren Christen auf der ganzen Erde ihre Gebete mit diesen ihren von so großem Leid und so großer Ungerechtigkeit betroffenen Brüdern vereinen werden, als Zeugnis der gleichen Liebe. Namentlich ermahnen Wir zu diesem heiligen Wetteifer im Gebet alle die, die Wir ebenso wie der göttliche Erlöser, dessen Stellvertreter Wir auf Erden sind, mit besonders inniger Liebe umfassen, nämlich die Kinder, die noch in der Unschuld, Anmut und Gnade ihres jugendlichen Alters stehen. Gerade auf ihr Gebet setzen Wir in dieser Zeit große Hoffnung, da sie ja die Engel dieser von so viel Verbrechen und Sünden befleckten Welt genannt werden können.

Mit ihnen zusammen mögen alle Christgläubigen die mächtige Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria